

Integration

– ein (un)mögliches und (un)verzichtbares Anliegen

von Detlef Klöckner

Diskurs | 7

Integration ist ein Schlüsselbegriff unserer Zeit. Aber wie ist er zu verstehen? Denken wir bei Integration an das Gleiche? Wer definiert, was Integration meint und leistet? Was kann und muss von Bürgern moderner Gesellschaften diesbezüglich erwartet werden? Und, welche Haltung nimmt die Gestalttherapie dazu ein? Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit der Notwendigkeit von Integration als zweiseitigem Prozess – in der Sprache der Gestalttherapie: mit *kreativer Anpassung* –, der prinzipiellen Unmöglichkeit kultureller und psychosozialer Gleichmacherei, mit der Verweigerung von Integration und mit Abschottung vor Fremden.

Integrare (lat.) übersetzt das etymologische Wörterbuch mit: wiederherstellen, eingliedern, ergänzen; d. h. einerseits mit einer Aktivität, die ein unvollständiges Ganzes wieder zusammenfügt, und zum anderen, die dem Ganzen etwas hinzufügt. Auf menschliche Beziehungen angewandt richtet sich Letzteres von einem Aufnehmenden an einen Aufzunehmenden. Im ursprünglichen Sinne bezieht sich das auf die römische Vorstellung des Gaststatus und darauf, dass auch aufgenommene Sklaven (Unfreie) als Teil der *familia* betrachtet wurden. In beiden Fällen bemühte sich die Familie, dem Aufgenommenen einen angemessenen Platz zuzuweisen; dem vorübergehenden Gast mit Zuvorkommen und Privilegien, dem residenten Sklaven mit deutlich weniger Rechten, dafür ums so mehr Pflichten ausgestattet.

Das ursprüngliche Verb besitzt keinen reflexiven Gehalt, entsprechend der Bedeutung von „sich selbst aufnehmen“, „sich einordnen“, „sich angleichen“, auch nicht in der Zuspitzung von „sich unterordnen“, „sich aufgeben“. Die Verfügungsgewalt über den Aufnahmeprozess geht zwar vom Aufnehmenden aus, davon, dass etwas mit dem Aufzunehmenden geschieht, dieser im Kontext des Aufnehmenden einem Wandel unterliegt, aber der Kontext, die Aufzunehmenden sich durch den Aufgenommenen auch ändern.

Darauf muss man hinweisen, da der alltägliche Sprachgebrauch heute die Erwartung eher einseitig belässt: Der Aufzunehmende hat sich dem Aufnahmekontext möglichst passend und unauffällig anzupassen. Noch besser wäre, so denken viele, der aufnehmende Kontext profitiert sofort von der Anwesenheit des Fremden.

Im wahren Leben ist es natürlich viel komplexer und haben beide Seiten einen Beitrag zu leisten, beide wohl auch der Integration einen Tribut zu zollen. Denn während des Integrationsprozesses wandelt sich etwas für alle Beteiligte.

Von der Person aus betrachtet

Gehen wir der Einfachheit halber und aus guter Gestalttradition zunächst von der Person aus, vom Individuum, und fragen: Was könnte eine integrierte Person charakterisieren? Damit wäre nicht ein Mensch gemeint, der sich alle Wünsche der *Selbstoptimierung* erfüllt hätte (falls es so etwas überhaupt gibt), eine Superperson also, die alle positiven Extreme auf sich vereint, oder, in psychopathologischer Diktion, ein vollständig von seiner Einzigartigkeit überzeugter Narzisst oder Psychopath.

Um keinen überflüssigen Gedanken anzuregen: Natürlich kann es eine hundertprozentige Integration wünschenswerter Attribute in einer Person nicht geben (was sollten diese zweifelsfreien Best-Marker auch sein?), ebenso wenig gibt es kein optimal auf sich abgestimmtes kulturelles Ganzes. Beides würde voraussetzen, dass alle Mitglieder einer sozialen Gruppe gleich ausfallen in Sprache, Denken, Fühlen, Glauben und Handeln und jeder bereit wäre, das Anfallende sinnvoll zu tun.

Jeder Diktator, der nach etwas Ähnlichem trachtete, ist bis heute an diesem Versuch der Gleichschaltung gescheitert und hat allenfalls Hierarchien erzwungen – die Wenigen mit mehr Rechten und Privilegien versehen hat als die Mehrheit – oder einfach nur schlimmstes Unheil angerichtet. Über den wie auch immer motivierten Optimierungswahn im individuellen wie politischen Sinne braucht nicht weiter nachgedacht werden.

Jede kulturelle Wirklichkeit ist in sich komplexer und mit mehr Unterschieden ausgestattet als die Utopie einer homogenen Gemeinschaft der Gleichen, jede soziale Ansammlung bildet eine Summe an Ähnlichkeiten und Differenzen, an Passendem und Unvereinbarem, und verändert historisch fortlaufend ihre Qualitäten und Gewichte.

Wir alle sind Kinder spezifischer Lebensbedingungen (von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Kompetenzen und Defiziten, sozialer Zugehörigkeit und individueller Besonderheit). An diesen charakteristischen Einschränkungen entlang wäre meiner Meinung nach der Gedanke der Integration anzulegen und weniger an ein- oder ausgrenzenden Idealmaßstäben. Soweit eine erste verhandelbare Verortung.

Denken wir weiter an eine Person, die ihre Spezifika (Ressourcen und Grenzen, Klarheiten und Diffusionen, Ambivalenzen, Zu- und Abneigungen) in ein einigermaßen stimmiges, d. h. selbstverständliches und zugleich wandelbares Ganzes fließen lässt, von einem Ich gesteuert, das in etwa weiß, wie es ist, wozu es gehört, wo es sich hingezogen fühlt und was es zu erhalten und verteidigen lohnt; das dennoch hinreichend offen und neugierig auf Anderes und Fremdes ist und, da selbst in Entwicklung begriffen, sich von außen und innen zu Veränderungen anregen lässt. So ungefähr sind wir alle einzuordnen, in unterschiedlicher Ausprägung und mit unterschiedlichem Gestaltungspotenzial und Willen. Soweit lässt sich also auch noch leicht mitgehen, glaube ich.

Das Feld als Ganzes

Erweitern wir das Feld der Person explizit um das Relationale, das Bezogene und sozialpsychologisch Bindende, das Ich und Du, Wir und Ihr, wird es sofort unübersichtlich und verworren. Dann geht es nicht nur um die eigenen Prägnanzen und Widersprüche, die es zu balancieren gilt, sondern um ein erweitertes Erfahrungsfeld, das sich im ganzheitlichen Sinne viel schwieriger stimmig gestalten, geschweige denn homogenisieren lässt.